

Im warmen Nest.

Roman von G. von Winterfeld-Barnow.

(4. Fortsetzung.)

Sie hatte landwirtschaftliche Beratungen mit Statthalter Willens, der wohl allein hätte fertig werden können, der es aber für seine Pflicht hielt, ihr nun über jedes Stück Vieh und über den Gang der Ernte genaue Bescheid zu geben.

Dazwischen eilte sie an Giffes Krankenbett, hatte Konsultationen mit Doktor Jensen und Doktor Ewald, der seinen jungen Kollegen auf dessen Wunsch begleitete.

Die Pflege selbst besorgte in der ersten Zeit Marie mit Gertruds Hilfe. Endlich aber mußten sie sich doch entschließen, eine Krankenschwester zu nehmen, weil die Nachtwachen für die alte Marie zu anstrengend wurden. Gertrud allein konnte die Verantwortung nicht tragen. Und Alaras Gegenwart regte die Kranke immer mehr auf.

So waren Wochen vergangen. Jetzt endlich schien die Gewalt der Krankheit gebrochen zu sein. Giffes war ruhiger, wenn auch noch sehr matt.

Ein erstarrter Schwägerin Eva wieder bei den Schwestern. Bis dahin hatte sie gesagt, Giffes Krankheit könne ebensogut Typhus sein, und sie müßte sich vor Ansteckung ihres Kindes wegen hüten. Die schöne, verwöhnte Frau hatte und fürchtete nichts mehr wie Krankheiten und Krankenpflege. Ihr Mann hatte es zwar für seine Pflicht gehalten, sich täglich nach Giffes Befinden zu erkundigen. Aber bei diesen Pflichtbesuchen war es geblieben. Jemand eine Hilfe waren Bruder und Schwägerin für die Schwester nicht gewesen.

Merkwürdig hatte Wilhelm ja auch selber viel zu tun in dieser Zeit. Die Ordnung des väterlichen Nachlasses nahm seine Kräfte in Anspruch. Er mußte die Gelder flüssig machen zur Auszahlung an die verheirateten Schwägerinnen. Auch hatte er es übernommen, das Geld für seinen Bruder Eberhard anzulegen.

Für Hennings Erbe sorgte Justizrat Salburg.

Einmal hatte Wilhelm bei seinem Besuch Alara gefragt, ob sie wisse, was wohl die Ursache zu Giffes plötzlicher Erkrankung gewesen sei.

Alara blinnte verwirrt vor sich nieder. Sie hatte immer ein drückendes Gefühl der Schwere gegenüber. Ihre war, als sei sie schuld an deren Krankheit. Hatte doch Giffes es ihr an jenem Tage hart und grausam in's Gesicht geschrien: „Du bist schuld, daß ich nicht kommen konnte, du bist schuld, daß das Testament so lautet, und daß ich jetzt hier gefesselt bin.“

Nein, sie sollte hier nicht gefesselt sein. Das hatte sich Alara in den angstvollen Stunden an Giffes Krankenbett gelobt. Giffes sollte Freiheit haben, zu tun, was sie wollte. Sie sollte in Berlin leben, Kunst studieren und zur Bühne gehen können. Alara wollte die Mittel flüssig machen. Und es würde schon möglich zu machen sein.

Das hatte sie auch Wilhelm gesagt.

Aber der war anderer Meinung. Deshalb willst du gleich zu Anfang deiner Geschäftsübernahme, gewissermaßen in deine Lehrlingsjahre hinein, die diese besondere Schwierigkeit bereiten? Vater hat es nun mal so gewöhnt. Ob es mir lieb war, daß er es so bestimmt hat, das ist eine andere Sache. Das hat nichts damit zu tun, wenn ich jetzt sage: Wir alle haben uns Vaters Bestimmungen zu fügen gehabt. Folglich hat auch Giffes sich zu fügen. Dieser Wunsch, zur Bühne zu gehen, ist überhaupt kindlich von ihr. Laß sie doch hier so viel singen, wie sie will. Zur Bühne braucht sie nicht! Abgesehen davon, daß ich meine Schwester gar nicht gern auf der Bühne sehe, nimmt sie nur armen Mädchen die Stellung und das Brot fort. Außerdem bezweifle ich noch, daß sie wirklich die Begabung hat.“

„Aber wenn es sie so unglücklich macht, hier zu leben?“
„Aber unglücklich? Ueberhaupt ist sie! Und du, meine liebe Alara, bist noch viel zu weich und viel zu gefühlvoll, um dem großen Betrieb und dem großen Vermögen vorstehen zu können, das mit Vaters Testament in deine Hände gelegt worden ist. Na, ich begreife ja den Vater überhaupt nicht! Er war doch bei Lebzeiten auch nicht gerade solch ein schwärmerischer Anhänger der Frauenbewegung.“

„Frauenemanzipation? Was hat die mit meiner Arbeit zu tun? Für billige Frauenarbeit ist Vater allezeit gewesen. Und ich hoffe, dir zu beweisen, daß ich es lernen werde, mein Amt auszuführen, wenn ich es auch nicht noch verlerne. Ich hoffe, dir zu zeigen, daß Frauenarbeit eurer Männerarbeit nicht nachsteht, trotz dem mein Herz vielleicht noch zu weiblich und zu weich denkt. Härte ist aber auch nicht nötig dabei — nur Zielbewußtsein und Selbstbeherrschung. Da ich sie haben werde? Ich hoffe es. Gerade aber deshalb will ich Giffes

keinen Zwang antun. Ist sie fest genug, um nach dieser Krankheit ihrem Wunsch treu zu bleiben, und vor allem hat ihre Stimme nicht gelitten. So werde ich sie nicht zurückhalten, nach Berlin zu gehen. Im Gegenteil, ich werde versuchen, ihr die Wege zu ebnen. Glück ist ihr nicht, so bleibt ihr immer noch das Heim, in das sie zurückkehren kann.“

„Und du willst dich hier allein quälen?“

Ein wehmütiges Lächeln glitt über Alaras stille Lippen.
„Vielleicht wird Giffes im Gegenteil sagen: Und Alara wird allein herrschen! — Aber ich will das Beste! Ob es mir immer glücken wird, ist ja eine andere Frage.“

Wilhelm lächelte mitteilend und machte sein „überlegenes Gesicht“, wie es Gertrud nannte.

Er dachte: Gott, wie sich die gute Alara wichtig vorstellt seit dieser neuen Wendung in ihrem Leben! Wie sie sich als Mittelpunkt fühlt! Man könnte wirklich etwas ungeduldig werden!

Und Alara fühlte sich doch gar nicht stolz. Im Gegenteil: sie hatte so oft Anwandlungen tiefften Verzagens, wenn sie bedachte, was jetzt alles auf ihren Schultern lag, was alles von ihr verlangt und erwartet wurde. Sie konnte nur nicht ertragen, wenn Vaters Bestimmungen bemaßelt wurden. Dann bäumte sie sich auf, dann rief sie ihren Stolz zu Hilfe. Und dann sprach sie so, wie eben zu ihrem Bruder, so daß er wirklich denken konnte, sie sei hochmütig und selbstbewußt geworden.

Wie kleinmütig und verzagt sie oft war, das mußten nur zwei Menschen wissen. Der eine war Justizrat Salburg, der alle ihre Kämpfe miterlebte, der ihr redlich half, ihren Kleinmut zu überwinden, und der sie in allem unterwies, was sie jetzt lernen mußte. Dahin gehörten auch Kurs- und Zinsberechnungen, das Anlegen von Geld, der An- und Verkauf von Papieren, und so viele, viele Dinge, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt hatte. Denn sie wollte auch darin selbständig werden. Mühte sie ihre Gelder von dem Bruder verwalten lassen, so war sie auch nicht freie Herrin über die Einnahmen und Ueberflüsse, die die Ziegelei bringen würde.

Der zweite Mensch, der Alara jetzt genau kennen lernte und durchschaute, das war Gertrud.
Das kindliche Mädchen, das in manchen Dingen noch ein richtiger Bauffisch war, hing mit fast fanatischer Liebe an dieser Schwester, die ihr ja stets die Mutter ersetzt hatte. Und sie empfand mit dem feinen Gefühl der Liebe, wie schwer es ihrer beschiedenen Schwester wurde, sich in diese dominierte Stellung zu finden, wie schwer es ihr auch gemacht wurde durch den schweigenden Widerstand ihres Bruders und seiner schönen, stolzen Frau.

Frau Eva war in allen ihren Hoffnungen getäuscht worden, und das verzog sie Alara nie. Sie sagte, wie Giffes gesagt hatte: „Das glaube ich nie, daß Alara nicht um das Testament gekämpft hat. Das hat sie gewollt, und das ist ihr wegen so gemacht worden. Man weiß ja, wie sie den Allen zu nehmen wußte.“
Daß ihr Mann außer der Glashütte, die allerdings erst eine neuere Schöpfung ihres Schwägerenvaters war, auch die Sägemühle geerbt hatte, das vergaß sie ganz. Und das Sägewerk war doch das erste und bedeutendste der Brachmannschen Werke. Es war das uralte Geschäft, das den Namen und den Wohlstand der Familie begründet hatte. Seit dem Jahre 1840 befand es sich nachweislich in den Händen eines Zimmermeisters und Bürgermeisters Konrad Brachmann in der kleinen Stadt Seefeld und war damals eine einfache Zimmerei, die aber beständig vergrößert wurde.

Jetzt hatte es Dampfmaschinen für Holzbearbeitung, doppelte VOLLgatter, die die härtesten Baumstämme in wenigen Minuten zerfaserten, und Hobelmaschinen und Fräsmaschinen zum Glätten der Bretter. Alle diese Maschinen bearbeiteten das Holz, das, zu Fässern vereint, den Kanal herunterkam, und das, in großen Kähnen sauber geschichtet, auf dem Wasserwege wieder seiner Bestimmung zuzufuhr.

Neben der Sägemühle war der große Holzbock, auf dem Massen geschichtenen Holzes lagerten, das meterweise bepackt wurde. Dieses Sägewerk hätte den jungen Brachmanns allein ein mehr als reichliches Auskommen gewährt. Es schuf ihnen eine sichere Einnahme und trug so gut wie gar kein eigenes Risiko. Das war alles sehr klar geordnet.

Dazu bot die Glashütte ihnen ein hübsches Heim, geräumig genug für sie beide und das einzige Tischlerlein Eise. Und doch dachte Frau Eva nur daran, daß sie das große, elterliche Haus nicht gerät hatten, nicht die Equipage und den alten, vornehm-

men Park. Das konnte sie dem Schwägerenvater nicht verzeihen. Um all ihre Folgen Räume hatte er sie betrogen.

So war die eine erzürnt, daß ihr die Ziegelei samt Haus und Hof entgangen war, und die andere — Giffes — war außer sich, daß sie ein verbotenes Erbe antreten sollte.

Die arme Alara aber stand zwischen beiden und mußte die Verantwortung für alle tragen.
Das fühlte sogar Gertruds kindliches Gemüt. Und sie gab sich Mühe, der Schwester zu helfen, wo sie konnte, ihr die schwere Zeit zu erleichtern durch Fröhlichkeit und Liebe, ihr zu zeigen: eine Verheißung und damit für alle, was du dich für uns tust.

Und Alara merkte es wohl, was Gertrud empfand, und es erfüllte sie mit Freude, daß sie wenigstens dies Herz ganz besaß. Sie wollte es hüten als ihren kostbarsten Schatz.

Die Brachmanns beherrschten hier in dieser Gegend gewissermaßen den ganzen Kanal. Zunächst an der Stadt lag die Ziegelei, einige tausend Schritte weiter kam das Sägewerk und wieder eine Viertelstunde am Wasser aufwärts die Glashütte. Aber sie lag etwas tiefer ins Land hinein. Dagegen war die Ziegelei ebenso wie das Sägewerk unmittelbar an dem berühmten Kanal angebaut, der die zwei großen Flüsse verbindet. Auch die Steine gingen stets auf dem Wasserwege in die Welt. Sie wurden gleich in die Kähne geladen, und alles Leben und Treiben spielte sich am Wasser ab. Von einer Säule bis zur andern zogen die Treibelpferde an mächtigen Tauern die schwerbeladenen Kähne, und der Schiffer ließ zugleich mit seiner Stange immer vom Ufer ab und half dadurch dem Schiffe weiter.

Aber die Hauptarbeit verrichteten die armen Pferde. Und so viel Freude Alara auch immer an dem Treiben auf dem Kanal gehabt hatte, die armen Tiere taten ihr stets leid, die Tag für Tag ihre schwere Last ziehen mußten. Ein jammervolles Schicksal für ein so stolzes, edles Tier, wie das Pferd es ist, das sich und stinkt unter dem Reiter dahinschleppen möchte, stolz den Kopf erheben, wiehern in der frohen Luft, von den armen Ruten oder die glatte Bahn dahinjagen. Hier aber trugen sie die Köpfe gebeugt, schwer traten die Hufe in den harten Boden, und mühsam zogen sie an den Tauern die beladenen Kähne stromauf.

Alara kam sich jetzt manchmal vor, als ob man sie auch so in die Seile gespannt hätte. Würde sie nun so an ihrer Last ziehen müssen, Tag für Tag, jahrein, jahraus?

Nein, es mußte auch wieder anders kommen.

Wenn sie sich nur erst eingelebt hatte, dann würde auch so manches wieder von selbst gehen, wie es zu Vaters Zeiten auch gegangen war. Sie konnte sich gar nicht erinnern, daß Vater auch täglich angeschrien hätte, wieviel Ziegel gebrannt, wieviel verladen worden, daß Willens von jeder Fahrt Heu und von jedem Liter Milch berichtet hatte. War das nur das Neue, was es eben so schwer machte?

Eben lehrte sie an der Brüstung der großen Veranda, die auf den Kanal hinausging, und sah verlorene Gedanken auf ein Boot, das unten langsam vorüberzog. Und mit einem Male glitt ein Lächeln über ihre ersten Lippen. Auf dem Schiffe lag ein kleiner Knabe im Sembrchen fröhlich auf dem Bootsrande entlang. Er hatte keine Ahnung von der Gefahr, die ihm auf dem schmalen Steig drohen konnte.

In demselben Augenblick kam der Hund des Schiffers, ein kleiner Spitz, und geriet den Kleinen am Sembrchen von dem gefährlichen Spazierwege abgerücktes. Der Kleine machte ein ängstliches Gesichtchen und wollte nach dem Hunde schlagen; der aber setzte sich ruhig und stolz daneben, und man sah von seinem klugen Spitzgesicht den Gedanken ab: „Schimpf du nur — ich habe meine Pflicht getan!“

Da kam aus der Kajüte die Frau des Schiffers gelassen und nahm den Kleinen, der ihr beim Anfallen entwich war, beim Schopf. Dem Spitz klopfte sie dankbar den Kopf.

Alara hatte schon oft mit stillem Vergnügen diese häuslichen Szenen beobachtet, die sich auf den Booten abspielten. Beim Durchschleusen, wenn der Mann mit dem Wlochen beschäftigt war, stand meistens die Frau am Steueruder, hoch ausgerichtet, frei in Wind und Wetter. Man sah prachtvolle Gestalten barieren. Die Leute lebten ja ganz auf ihrem Kahn, sie wuschen und trockneten Wäsche, sie lachten und zogen sogar Blumen in künstlichen Blumenkäfen. Es war eben ihr alles, dieses schwimmende Heim.

Und hatte ihr der Anblick der geplogten Treibelpferde das Herz schwer gemacht, so bekehrte dies kleine Genrebildchen sie jetzt wieder auf. Sie wollte es machen wie der brave Spitz: ihre Pflicht tun; mochten dann auch die andern schelten!

David Livingstone.

Ein Wert zum hundertsten Geburtstage des großen Forschers.

Durch seine zähe Beharrlichkeit hat sich David Livingstone aus eigener Kraft aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einem der größten Afrikaforscher aller Völker und Zeiten aufgeschwungen. Als Sohn eines armen Teehändlers im Dorf: Blantyre in der Nähe Glasgows mußte er bereits als zehnjähriger Knabe zum Unterhalte der Familie beitragen, indem er in einer Baumwollspinnerei Handlangerdienste tat und die abgerissenen Fäden wieder zusammenknüpfte. Von morgens 6 bis abends 8 Uhr war er mit dieser elenden Arbeit beschäftigt. Sie ließ ihm Muße zum Lesen, und während die Maschine hin- und herging, lernte Livingstone Lateinisch aus einem Buche, das er sich von seinem ersten Wochenlohn gekauft hatte.

Mit achtzehn Jahren rückte Livingstone auf; er wurde richtiger Spinner in der Fabrik und erhielt nun mehr Lohn. In dieser Zeit träumte er schon von Reisen in die fernsten Länder, durch ganz Europa hindurch bis nach Asien, durch Indien bis nach China hin. Keuchere Ereignisse bewirkten es, daß er diese Pläne in dieser Form nicht ausführen konnte. Doch er aber dennoch Erforscher unbekannter Erdteile wurde, setzte er trotz aller Schwierigkeiten durch. Der Engländer Basil Mathews hat mit Liebenoller Hand den Lebenslauf David Livingstones in einzelnen Bildern ausgemalt, und der Verlag der Waffler Missionbuchhandlung läßt diese Biographie aus hundertsten Geburtstage des großen Forschers in einer trefflichen Uebersetzung von Luise Dehler in deutscher Sprache unter dem Titel „Livingstone, der Pfadfinder“ erscheinen. Gylfaff, der deutsche Missionär in China, so wird von dort berichtet, war Livingstones Vorbild gewesen; ihm wollte er es gleichem, wenn er von Reisen nach China phantasieerte. Daß er große Weltreisen machen wollte, stand für ihn fest; allerdings teilte er seine ehegeizigen Pläne nur seinen Eltern und seinem Vater mit. Seine Absicht war, während des Sommers fleißig in der Spinnerei zu arbeiten und von den Ersparnissen im Winter in Glasgow zu studieren. Im Jahre 1836 konnte Livingstone mit der Ausführung dieses Vorhabens beginnen; er studierte den Winter über in Glasgow, im Sommer des folgenden Jahres war er wieder Spinner, aber diesmal reichten seine Ersparnisse nicht für das Studium während des Winters. Freunde rieten ihm, sich an die Londoner Missiongesellschaft zu wenden, die ihn vielleicht ausbilden lassen würde. Diesem guten Rats folgte Livingstone, und er hatte dabei viel Glück: die Missiongesellschaft übernahm seine Ausbildung, und ihn dann als Heidenmissionar reisen zu lassen.

Bis zum Jahre 1840 studierte Livingstone nun in London Medizin; dann machte er in Glasgow seinen Doktor und sollte nun nach China abreisen. Der Krieg zwischen England und China, der damals gerade ausbrach, machte einen Strich durch seine Pläne. Um diese Zeit machte Livingstone eine Bekanntschaft, die für sein ganzes Leben entscheidend werden sollte: der Forscher und Missionar Robert Moffat, Livingstones späterer Schwägervater, kam gerade aus Afrika zurück, dem Lande der Geheimnisse, dessen Inneres auf der Karte eines einzigen großen weißen Fleck bildete. Moffat erzählte von Tausenden von Dörfern, die noch nie der Fuß eines Weißen betreten haben, und so reiste in Livingstone über Afrika hin schnell der Entschluß, nach Afrika zu gehen.

Die Londoner Missiongesellschaft gab sogleich ihre Zustimmung; am 17. November 1840 brachte der alte Livingstone seinen Sohn an Bord des „Georg“, und Livingstone verließ sein Heimatland, um es erst sechs Jahre später wiederzusehen. Als er im Jahre 1836 wieder nach Großbritannien kam, war er ein berühmter Mann, von dessen Entdeckungen die ganze Welt sprach. Er mußte überall Vorträge halten, und auch die Königin Victoria ließ ihn zu sich einbieten. Er sagte ihr, er freue sich sehr, daß er seinen Afrikanern sagen könne, er habe seine große weiße Säuglingsin gesehen, und sie lachte laut, als er hinzufügte: „Sie werden mich dann zu allererst fragen: wieviel Klüge hat sie? Denn die Afrikaner haben ja kein Geld, darum schämen sie ihren Reichtum nach Kindern und nach Elefantenzähnen.“

Nach jahrelangen, mühevollen Untersuchungen hat der Privatdozent Sigmund Schülke - Gallera in Halle festgestellt, daß die berühmte Burg Wietzenstein bei Halle in einem Teil der „Alten Burg“, eine prähistorische Wallburg darstellt, die zum Schutze der Salzquelle errichtet war. Die in der Geschichte bekannte Burg wurde von deutschen Koffern bis Heinrich IV. benutzt. Der zweite Teil der Burg, die „Unterburg“, war die Residenz der Erzbischöfe, der dritte Teil, die „Oberburg“, eine Zitadelle.

König Georg.

Verständlich vom ererbten Herrscher Griechenlands.

Man hat in früheren Jahren König Georgs Mutter, die hochbetagte Königin - Witwe Luise von Dänemark, gern die Schwiegermutter Europas genannt. Mit ebensoviel Berechtigung hätte man den jetzt ermordeten Fürsten den Vetter Europas nennen können. Denn es gibt in der Tat kaum eine evangelische oder orthodoxe Fürstenfamilie in Europa, zu der das griechische Königshaus nicht in verwandtschaftlichen Beziehungen stünde. So kam es, daß der König sich auch in den Hauptstädten Europas beinahe wohler fühlte, als in seiner klassischen Residenz. Kgl. Majestät besuchte er Wien, Kopenhagen und Paris, wo er überall wie zu Hause war. So wohnte er, wenn er in der Kaiserstadt an der Donau weilte, gewöhnlich im Hotel Kranz auf dem Neuen Markt, einem gutbürgerlichen Hause, wo er es sich in zwei bis drei Zimmern des ersten Stocks bequem machte. Von hier aus fuhr er in die Hofburg oder nach Schönbrunn zum Kaiser, sonst in einer Hofequipage, sondern gewöhnlich in seinem Stammsattel. Häufig ging er ganz allein durch die Körnerer Straße oder über den Graben und er lehrte auch gern selbst in ein Restaurant ein, wo er sich noch gut bürgerlicher Art etwa das berühmte Wiener Rindfleisch munden ließ.

Freilich war König Georg auch daheim ein einfacher und guter Hausvater, und es wurde im Palais zu Athen nichts angeordnet, ohne daß er es persönlich genehmigt hatte. Bei einem Diner ereignete sich — es liegt das freilich schon Jahre zurück — folgende niedliche Geschichte: Ein Gast hatte das Mißgeschick, ein Glas Rotwein umzufallen. Der König, dessen scharfes Auge dies nicht entgangen war, winkte sogleich einem Laketen und flüsterle ihm zu: „man möge nach dem Diner darauf bedacht sein, den Flecken zu entfernen, das ist eines der besten Gebote sei.“ Groß-Ersprünge durfte sich König Georg allerdings auch nicht leisten; bejog er doch die niedrige Anagnone aller europäischen Könige. Sein Einkommen betrug nur 1,225,000 Drachmen, also nicht viel mehr als eine Viertel-Million Dollars im Jahre. Von Hause aus besaß er überhaupt kein Vermögen, und sein Budget aufrecht erhalten zu können, bedurfte es mehrerer Zuschüsse zu seiner Privatliste, die ihm von England, Frankreich und Rußland in der Höhe von je 100,000 Drachmen jährlich gemährt wurden. Westeuropäische Interventionen, deren Ehrgeiz es war, einen König auszuführen, brauchten nur noch Athen zu reisen; König Georg war stets gern bereit, ihnen Rede und Antwort zu stehen, wenn er auch mit Geduld vertrieb, den Zeitungscritikern zu sagen, als er politisch hätte beantwortet können. Er verstand sogar ganz ausgezeichnet die Kunst, viel zu reden, ohne etwas zu sagen.

Zeitweilen blieb König Georg Ausländer in seinem Reiche, und es ist bekannt, daß er es in einem halben Jahrhundert nicht verstanden hat, die Landessprache auch nur einigermaßen zu meistern. Nicht viel anders war es mit der Königin, die sich als russische Großfürstin in Athen auch nie sonderlich wohlgefühlt hat. Das gleiche sagt man von der bisherigen Kronprinzessin Sophie, der jetzigen Königin, die auch lieber in der deutschen Heimat als im Lande der Griechen weilte. Allerdings bietet das Land dem Königshaus heute keine kulturellen Erregungen, an die seine Mitglieder von der Heimat her gewöhnt waren. Und wie sah es erst in Athen aus, als Georg I. vor nun fast 50 Jahren dort seinen Einzug hielt? Der König hatte sich gerade hierüber vor einigen Jahren einmal einem Interviewer gegenüber geäußert:

„Im Jahre 1833“, so erzählte König Georg, „stand das königliche Palais einsam da. Wenn ich des Abends Gäfte bei mir hatte, mußten sie den Weg mit Laternen zurücklegen. Heute gibt es in der Umgebung des königlichen Palais schöne Gebäude — Athen hat elektrische Bahnen, gute Stadtbeleuchtung, Automobile, Telephone! Wenn kann sich doch auch als moderne Stadt sehen lassen. Und in ganz Griechenland gibt es Eisenbahnen. Die Griechen haben Fortschritte in jeder Hinsicht gemacht. Wir würden auch dem übrigen Europa näher sein, wenn uns nicht die Türkei durch Verweigerung der Bahnanschlußlinie längs des Meeres die Annäherung an Europa unnötig gemacht hätte.“

An dem Tage, da König Wilhelm I. zum erstenmal das preussische Geworbenefrankfurt a. M. betrat, brannte der uralte Dom ab.

Großfürst Konstantin in Besah eine Sammlung von 33 in Marquise gebundenen Bänden von der Kost unterschlagenen Briefe.

Unsere Schnittmuster - Offerte.



9230. Hauskleid für Damen.

In einem Kleide dieser Art wird eine Frau immer nett ansehen, wenn es aus einem weichen oder anderen lieblichen Stoffe hergestelt ist. Das Design eignet sich auch sehr gut für ein Nachmittagskleid. Die ovale Halsöffnung ist bequem und hübsch, der Schluß an der Seite sehr praktisch. Die Gipsen-Hüte gibt den Schultern die Breite und die 1/2 langen Ärmel lassen den unteren Arm frei und komfortabel, was nützlich bei den Hausarbeiten sehr gut ist. Der Rock ist ein fünf Ecken-Modell. Das Muster ist in 6 Größen geschnitten: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 6 1/2 Yards 44zölligen Stoff für die 3/4zöllige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribune“ für 10 Cents zugesandt.“

Bestellungs-Anweisungen

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einzahlung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

Pattern Department, Omaha Tribune,

1311 Edward St.

Der „Omaha Tribune“ Pattern Coupon.

Ich wünsche Muster No.
.... Zoll, Brust- oder Taillenweite
(Jahre bei Kinderstücken.)
Name
No. Straße
..... Stadt

Schillers Werke.

Ursachen des Verschwindens der Originalhandschriften.

Im Gegensatz zu der reichen Fülle Goethescher Originalmanuskripte, die sich erhalten haben, sind die ersten Niederschriften der Werke Schillers, zumal seiner späteren, fast völlig verschwunden, und es ist nicht selten die Frage aufgeworfen worden, worin diese doch immerhin seltsame Erscheinung ihren Grund haben mag.

Als Schiller am 9. Mai 1805 starb, fanden sich in seinem Schreibtisch neben zahlreichen Entwürfen, Plänen, Aufzeichnungen und dergleichen die Niederschrift des Demetrius-Fragments und die des „Wilhelm Tell“. Die Tellhandschrift ist jetzt nur noch in Bruchstücken vorhanden, da die Familie Schiller in einer unfernen Gegend unglücklich Weise die Handschrift zerschneiden hat, und die einzelnen Verse an Autographensammler und Verehrer des Schillers zu verstreuen pflegte. Noch um die Mitte der 1880er Jahre waren fast auf allen Autographenversteigerungen solche Zettel aus „Tell“ für billiges Geld zu kaufen, heute sind sie nicht mehr zu finden, also wohl in den Besitz von Bibliothekern und Museen übergegangen. Hat sich somit aus dem Manuskript des „Tell“ wenigstens einiges erhalten, so sind die übrigen Manuskripte unauffindbar geworden.

Es liegt nun ein Brief des ältesten Sohnes Schillers, Karl v. Schiller, vor, der die Frage nach dem Verbleib der Originalmanuskripte in einer sehr klaren Weise löst. Als sich beim Herannahen des hundertsten Geburtstages Schillers im ganzen Deutschen Lande Vereine bildeten, die seinen Namen trugen, schrieb der Leiziger Schillerverein an den damals in Lorch (Württemberg) lebenden Sohn Schillers und bat ihn, den Sammlungen des Vereins ein Manuskript des Dichters zur Verfügung stellen zu wollen.

Darauf erwiderte Karl v. Schiller, daß er zu seinem Bedauern nicht in der Lage sei, den Wunsch des Vereins zu erfüllen, da „der große Dichter“ die Genodigkeit gehabt habe, seine Manuskripte sofort zu verbrennen, wenn eine Abschrift davon genommen war. Der Grund hierfür mag vielleicht in der Abneigung Schillers zu suchen sein, einen Einblick in die Art seines Schaffens und in die zahlreichen Änderungen zu gewähren, die er vor der Vollendung seiner Werke an ihnen vornahm.

Auch über den erhaltenen Handschriften Schillers hat, wie wir in der Internationalen Sammelzeitung (Herausgeber Norbert Schlich, Wien) lesen, ein eigenartiges Schicksal gewaltet. Auf die Zerstörung der Tellhandschrift ist schon hingewiesen worden, aber auch die Niederschrift der „Huldigung der Künste“ ist verloren gegangen. Schiller hatte sie der Großfürstin Marie Paulowna bei ihrem Einzug in Weimar geschenkt, und die Großfürstin, die spätere Großherzogin, die sie noch im späten Alter als höchsten Schatz aufbewahrte, hatte sie bei ihrem Tode der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg überweisen lassen. Der Wille der Großherzogin wurde auch erfüllt, aber das kostbare Manuskript ist in Petersburg nicht mehr zu finden.

Das Galmeiveilchen, eine Abart des Stiefmütterchens, soll seine besondere Färbung dem erzfärbenden Boden verdanken.

Der französische Uebersetzer Chaumet macht augenblicklich Besuche mit einem 24 Stundenzifferblatt, das nur zwölf Stunden aufweist und mit dem Glockenschlage 15 automatisch ein neues Zifferblatt mit den Zahlen von 13 bis 24 erhält. Die bisherigen Versuche, die in der Pariser Zentrale und in einigen bedeutenderen Filialen vorgenommen wurden, sollen ein erfreuliches Ergebnis gehabt haben.

Korrekturen folgt.